

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 6.

Donnerstag, den 8. Januar.

1925.

(21. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

Gabriel hatte ein kleines, sehr heruntergewirtschaftetes Gut in der Nähe meines elterlichen Besitzums geerbt — er war Offizier gewesen, hatte den Abschied genommen, galt für einen Schöngestirnten und Kunstenthusiasten. Ich mit meiner nüchternen Lebensauffassung hatte das denkbar größte Vorurteil gegen ihn. Nun, es heißt ja immer, die Natur läßt sich nicht spotten, und vor der Liebe schwindet jedes Vorurteil, wie Schnee in der Sonne. Das sollte ich an mir erfahren. Es kam eine gewaltige, alles niederwerfende, alles bezwingende Leidenschaft über mich. Verstand und Wille schienen ausgeschaltet, mein ganzes früheres Selbst total umgewandelt. Er war beständig liebenswürdig, war zudem der schönste Mann, den ich bisher gesehen. Meine Eltern mußten nachgeben — was sollten sie tun? Die Verhältnisse wurden rasch geordnet, wir waren nach kaum drei Monaten miteinander verheiratet. Eine Zeitlang hielt ich mich für die glücklichste Frau auf Erden. Die leidenschaftliche Liebe, ja Anbetung, die ich für meinen jungen Gatten — er war ein Jahr jünger als ich — empfand, hatte alle meine Bedenken und Vorurteile von früher über den Haufen gerannt. Ich versuchte, seine künstlerischen Neigungen, seinen Sammelstoffer zu teilen, ich brachte auf unseren Reisen Stundenlang in Museen, Galerien und Antiquitätenläden zu, ich duldete es, daß der moderne Stil unserer Wohnräume umgestoßen und von Grund auf verändert wurde. Als das Kind, meine Tochter Gabriele, geboren wurde, empfand ich zunächst nur eine quälende Eifersucht, denn mein Gatte vergötterte dieses kleine Geschöpf dermaßen, daß ich mich vernachlässigt fühlte. Nicht ein Atom seiner Liebe sollte mir verloren gehen, und der Prozentsatz, der auf das Kind überging, dünkte mich so überreich bemessen, daß ich es kaum ertragen konnte. Das war der erste Schatten in meiner Ehe — es dauerte nicht lange, so folgten die anderen nach. Das Gut, das mein Gatte geerbt hatte, war stark vernachlässigt worden. Mit meinen reichen Mitteln konnte dem abgeholfen werden, und es dünkte mich eine, eines intelligenten und willfähigen Mannes würdige, schöne und große Aufgabe, den herabgekommenen Besitz hochzubringen. Davon aber war keine Rede. Intelligent war Gabriel — willfähig keine Spur. Er bekümmerte sich gar nicht um das Gut, es bedeutete für ihn eher eine Last als eine Freude; es war ihm gleichgültig, was für Leute wir hatten; er zeigte kein Interesse für Viehzucht, Bodenkultur oder Forstbestand. Den Verwalter ließ er nach Gutdünken schalten und walten — etwaige Neuanschaffungen überließ er mir, die Wirtschaftsbücher und Rechnungen sah er nie an. Zunächst machte mich dies stutzig, dann ungeduldig; ich hatte lange Unterredungen mit ihm, in denen ich scheinbar Sieger blieb. Aber auch nur scheinbar. In der Theorie sah er alles ein, unterschrieb jedes meiner Worte — in der Praxis erwies er sich gänzlich außerstande, meine Anweisungen auszuführen. Ich wurde dringlicher in meinen Vorstellungen — ich wurde bitter. Es schien mir eines Mannes unwürdig, überall herumzudilettieren, an Kunst und Leben gleichsam zu naschen und keinen Beruf auszufüllen. Das sei nicht

sein Beruf, antwortete er immer wieder — zum Landwirt sei er ein für allemal verdoht. Wozu er sich sonst berufen fühle, fragte ich ihn. Zum Lebenskünstler, zum Kunstkenner, zum Naturschwärmer, zum Gatten — vor allen Dingen aber zum Vater! Das Erwachen der Kindesseele, das Emporblühen eines unbewußten kleinen Wesens zu einem vielversprechenden Menschen — könne es Herrlicheres, Interessanteres geben? In der Tat trieb er einen wahren Kultus mit dem Kinde, und dieses dankte ihm dafür mit grenzenloser Liebe und Zärtlichkeit. Waren die beiden zusammen, so fühlte ich mich gänzlich überflüssig. Der Vater verstand es wundervoll mit dem kleinen Mädchen zu spielen, sich dessen kindlichem Auffassungsvermögen anzupassen — eine Begabung, die mir total fehlte. Als ich die Fäden der Regierung ergriff, wurde dies nicht nur geduldet, sondern enthusiastisch als einzig mögliche Lösung gepriesen. Verlekt und verbittert zog ich mich auf ein freilich sehr ausgedehntes und auch lohnendes Gebiet einer Tätigkeit zurück, die schließlich denn doch keine Frauendomäne ist, zumal, wenn diese Frau noch einen Gatten hat. Immer häufiger kam es zu Auseinandersetzungen und Zwistigkeiten — stets blieb Gabriel gelassen und liebenswürdig, stets war er der Kavalier, der eine Dame zu schonen hatte, während ich in meinem gerechten Zorn oft die Grenzen dessen überschritt, was zwischen Ehegatten gestattet ist. Immer mehr schloß er sich dem Kinde an, immer weiter entfernte er sich von mir. In der ganzen Gegend war unsere unglückliche Ehe das Tagesgespräch — das heranwachsende Kind, Zug um Zug seines Vaters Ebenbild, entzog sich mir fast ganz. Vater und Tochter führten ein Leben für sich. Mein Gatte war musikalisch, er spielte und sang, wie man allgemein sagte, sehr schön — bei dem Kinde zeigte sich dieselbe Begabung ungewöhnlich früh zu des Vaters Entzücken, der sich nicht genug tun konnte an Kinderliedchen und Klavierübungen. Ich war nie für Musik veranlagt gewesen — fast lernte ich sie jetzt hassen —, war sie doch ein weiteres, und zwar sehr mächtiges Bindemittel zwischen Vater und Kind. Meine Liebe zu Gabriel war so mit Neid, Bitterkeit und Geringschätzung durchsetzt, daß ich mich oft in innerlicher Verzweiflung fragte, ob dies überhaupt noch Liebe war. Er selbst wußte sie wohl längst in mir erstorben, denn je mehr ich litt, um so härter legte mein Stolz ein, diese meine Liebe vor jedermann zu verbergen — am meisten vor ihm, der dieser Leiden Urheber war. Und dann, als er starb — ganz plötzlich, durch einen Sturz mit dem Pferde — und ich allein blieb, angewiesen auf dieses Kind, das dem Vater mit leidenschaftlichem Jammer nachtrauerte, da wurde es kalt in mir, kalt! Ich versuchte es wohl, das Kind zu mir heranzuziehen, und süßsam und liebenswürdig, wie es von Natur war, ganz des Vaters Tochter auch hierin, hat es mir dieses Bemühen nicht einmal erspart; daß es aber ein Bemühen war, hat es ohne alle Frage gemerkt und sich auch seinerseits gezwungen, eine Hingabe an den Tag zu legen, die ihm innerlich fern lag. Nicht, daß ich mein Kind nicht liebte! Aber es heranwachsen, es seinem Vater immer ähnlicher werden zu sehen, Zug um Zug,

Sowohl im Äußern als auch in der ganzen Veranlagung, das hat mich namenlos gequält.

Ich tat, was ich konnte, diesem oft so verschwärmten, verträumten Wesen, diesen künstlerischen Neigungen entgegenzuarbeiten, und in bezug auf ihre Betätigung nach außen hin ist mir dies auch gelungen. Über meinen Gatten und dessen Neigungen hatte ich keine Gewalt ausüben können — die junge Tochter, das zehnjährige Kind, hatte ich zu erziehen, sie hatte mir gehorham zu sein. Ich ließ sie praktisch tätig sein, so genau ich wußte, daß alles in ihr sich solchen Beschäftigungen widersetze — sie mußte Wirtschaftsbücher führen, Rechnungen durchsehen, mich bei meinen Gängen und Fahrten auf Vorwerke, Meiereien und Fabrikanlagen begleiten. Ihre Zeit war streng eingeteilt; es blieben ihr nur wenige Stunden zu eigener Verfügung. Daß sie mit dem Andenken des verstorbenen Vaters einen leidenschaftlichen Kultus trieb, merkte ich aus verschiedenen Anzeichen, sie sprach aber nie mit mir von ihm. Gabriele war mir immer eine gute, gehorsame Tochter, sie hatte sich nie gegen meine Bevormundung aufgelegt. Unendlich schwer muß es ihr geworden sein, die Dinge gewissermaßen mit meinen Augen anzusehen. Mein Blick war nur auf das Praktische gerichtet, der ihre nur auf das Schöne. Besuchten wir eine Holzablage oder eine neu angelegte Anpflanzung im Walde, so ging ihr Blick entzückt in die Runde, sie lauschte jedem Vogellaut, jedem Bienensummen, es war eine Pein für sie, Berechnungen anzustellen oder die kleinen Fichtenkehlänge zu zählen. Ebenso schwer fiel es ihr, Leute bei ihrer Arbeit zu beaufsichtigen — sie sträubte sich nicht dagegen, aber sie bat mich — bat mich mit den Augen, ebenso wie ihr Vater es getan, ihr diesen Zwang zu erlassen. Ich blieb aber fest; ich wollte und mußte ein Resultat meiner Erziehung erleben. Als sie herangewachsen war, stand es bei mir fest, daß ich ihr den Gatten aussuchen würde, und zwar so früh als irgend angänglich, um jeder törichtigen Liebeschwärmerei ihrerseits zuvorzukommen. Auf unseren Reisen fand sie großen Beifall, die Männer zeigten sich entzückt von ihr, es kamen mehr Heiratsanträge, als mir lieb war. Zum Glück war ihr Herz noch frei geblieben; sie gestand mir immer wieder freimütig, daß weder der noch jener ihr besonders gefiele, und da auch ich unter den verschiedenen Freiersmännern bisher keinen gefunden hatte, der meinen Ansprüchen genügte und meinen Ideen entsprach, so ging das Körbeausteilen seinen Gang weiter, und Gabriele war fast neunzehn Jahre alt geworden, als wir bei einem gelegentlichen Besuch von Verwandten auf der Durchreise in Berlin auf einer uns zu Ehren gegebenen Gesellschaft Oskar Förster kennen lernten. — „Wolltest du etwas sagen, Eugen?“

Der Maler, der bisher unbeweglich dagesessen und zugehört hatte, wechselte plötzlich die Stellung, als seines Bruders Namen fiel. Jetzt zog er wie unwillig die Augenbrauen zusammen und schüttelte den Kopf.

„Nein, ich wollte nichts sagen.“

Frau Olga sah aus ihren guten Augen sehr nachdenklich auf ihre beiden Zuhörer. Sie berührte leise ihres Sohnes Hand, wie sie es oft tat, wenn er so ganz in sich versunken vor ihr saß.

„Was möchtest du, Mutterchen?“ fragte Peter leise.

„Nichts von Belang. Mit meinem Bericht bin ich bald zu Ende. Ich lasse also Frau von Westhoff weiter sprechen. Unter Gabrielsens Bewerbern hatte sich bisher noch kein Arzt gefunden. Ich wußte, daß sie den ärztlichen Beruf besonders hoch stellte, sie brachte daher Oskar, von dem uns unsere Gastgeberin ein sehr vortheilhaftes Bild entworfen hatte, bereits ein lebhaftes Interesse entgegen. Unter den jüngeren Ärzten Berlins spielte er schon eine wichtige Rolle; man sah in ihm eine epochemachende Erscheinung und prophezeite ihm eine bedeutende Zukunft. Ich für meine Person nahm sofort ein starkes Interesse an ihm. Eine derartig ausgeprägte Persönlichkeit, selbstbewußt, auch selbstbewußt, jawohl, — und mit vollem Recht! — hochintelligent, strebsam, dem Beruf ausschließlich hingegeben, gesund, energisch, von makellosem Ruf — ich konnte mir für meine Tochter keinen besseren Gatten wünschen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bohnenkönig.

Von Peter Robinson, München.

Am Dreikönigstag waren wir bei Frau August Boldt zum Tee. — eine ganz kleine Gesellschaft, nur sechs Personen. Rökkis war auch darunter. Der Kerl muß immer dabei sein, wenn es etwas Gutes gibt.

Es gab etwas sehr Gutes. Frau Boldt hatte eine Torte backen lassen, eine gewaltige Torte, eine Torte, die für awanzig Leute mit großem Appetit gereicht hätte, eine Torte, die einen Riesenhaufen Geld gekostet haben mußte. Wieviel, das lagte Frau Boldt aber nicht: das wäre ja unfein gewesen, und Frau Boldt ist bereits seit einiger Zeit eine sehr feine Dame. Vor etwa drei Jahren, — ja, da hätte sie den Preis wahrscheinlich noch genannt.

Frau Boldt hatte in die Torte eine Bohne hineingebacken lassen, um den alten freundlichen Brauch des Bohnenfestes aufrechtzuerhalten. Sie erzählte uns, schon seit Generationen hätte es in ihrer Familie am Dreikönigstage immer einen Kuchen mit einer Bohne gegeben. Rökkis grinste heimlich dazu; er hatte keine besonderen Gedanken über die der Frau Boldt vorausgegangenen Generationen.

Aber eigentlich war das unpassend von ihm. Denn er bekam doch von Frau Boldt Torte vorgesetzt, ausgezeichnete Torte, und er hatte sehr großen Appetit darauf. Rökkis ist gern Kuchen, besonders Torte.

Wir waren alle gespannt darauf, wer die Bohne erwischen und demgemäß Bohnenkönig werden würde. Aber die erste Runde ging vorüber, nämlich der Konsum je eines Stückes Torte pro Kopf, ohne daß sich jemand mit der Bohne meldete.

„Nun, das wäre ja auch nicht das Rechte gewesen“, meinte Frau Boldt lebenswürdig, „ein bißchen länger muß die Erwartung doch dauern.“ Und dann teilte sie wieder Torte aus. „O, wir werden sie schon finden!“ sagte Rökkis. Er hatte sich wohl am liebsten gleich zwei Stücke geben lassen. Er aenoh, er schwelgte, er fraß beinahe.

Aber die Bohne blieb verborgen. „Drinne muß sie sein“, sagte Frau Boldt. „Das wäre ja noch schöner. — der Krach, den ich mit dem Konditor machen würde!“

„O, sicher ist sie da!“ munterte Rökkis uns auf. „Suchen wir nur! Suchen wir, bis wir sie gefunden haben!“ Er hätte sich durch solche Torte nach dem Schlafentlande durchstreifen können, was doch, glaube ich, drei Meilen ausmacht. Sonst aber war bereits einige Unlust zu bemerken. Es mag sich doch nicht jeder so mit Torte vollstopfen. Aber es half nichts; wir mußten weiter essen. — dem bohnenmonarchischen Prinzip aufstehe.

Einmal sah die kleine Tilla Boldt ins Zimmer hinein. Sie machte traurige Augen, als sie uns so bei der Torte beschäftigt sah, und in diese Augen kamen Thränen, als sie Rökkis bei seinem eifrigen Forschen nach der Bohne erblickte. Nun ja, sie hatte wohl auf ansehnliche Reste von der Torte gehofft.

Aber es sollten keine Reste übrig bleiben. Die Bohne wollte nicht zum Vorschein kommen. Wir mußten weiter essen, um immer kleinere Stücken bittend, welcher Bitte nur Rökkis sich nicht anschloß. Er begründete das auch ganz richtig. Dadurch verkleinert man ja seine Aussichten, die Bohne zu finden.“ sagte er.

Und richtig — er bekam die Bohne, mit dem allerletzten Bissen. Gelassen und mit Erhabenheit trug er seine Würde als Bohnenkönig, — wie ein gesättigter und deshalb anständiger Despot. — —

Nachher aing ich mit Rökkis ein Stück Weass zusammen. Eigentlich merkwürdig, sagte er. — „alech beim allerersten Bissen hatte ich die Bohne.“

„Aber Herr Rökkis“, sagte ich, „warum sind Sie dann erst ganz zuletzt damit herausgekommen?“

Da grinste Rökkis. „Ich bitte Sie. — dann hätten wir doch die Torte nicht so radikal aufessen können.“

Am Jordan.

(Eine Reiseerinnerung.)

In der Kaltgebirgswüste von Palästina. Wir reiten von Jerusalem nach Jericho. Im Schritt, denn es geht die ganzen 10 Stunden bergab. Vorne der Führer und der Beduine mit Gewehr. Es ist die Gegend des Gleichnisses vom Samariter. Es reiste ein Mann von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Mörder. Heutzutage nimmt man für eine bestimmte Summe einen dieser beduinischen Mörder zur Bedeckung mit.

Es ist Anfang Januar, aber warm in der Schlucht. Blendend weiß die Wände unter dem blauen Himmel, dabei Totenstill. Der Führer hat uns von Weg und Unterkunft alles erzählt, wir schweigen.

Ein paar Stunden lang ändert sich das Bild nicht. Da winkt uns der Führer zur Seite, von einer Kuppe öffnet sich ein überragender Blick in ein verträumtes, in der Sonne blühendes Seitental. Unten das scharfgerissene Rinnsal eines Baches, jenseits ein uraltes Kloster in die Bergwand hineingehauert, von oben unerreichbar, nach unten festungsartig geschützt. An einem Drabstheil baumelt ein Eimer zum Bach hinunter.

Doch jetzt Gehimmel und Stimmen: aus dem Tor kommt langsam eine Menschenchar, einer Raupenkolonne gleichend.

auf dem kassigen Blafe. Menschen, die gar nicht hierher paßten: einemummt in die europäische Kleidung. Fast schau an den Füßen, in den Händen ein Regenschirm, um den Leib gebunden ein Teufel. Während hilflos und bedachtam bewegen sie sich vorwärts. Na, ist das keine Beute für euch? neigt unter Führer den Beduinen, die haben ja keine Bedeckung. — „Arme Teufel, nichts zu holen, bei Allah, kommen jedes Jahr“, lautet die spöttische Antwort. Der Führer erklärt uns: „Es sind alte russische Bauern, Männer und Weiber, auf der Wallfahrt. Sie bringen die Sünden ihrer ganzen Dörfer mit und Geldbenden. In Jerusalem beten sie am Heiligen Grabe und jetzt ziehen sie ... doch, ich will Ihnen nichts verraten. Wir werden sie noch ein paarmal sehen.“

Abends finden wir sie denn auch in einem großen Unterkunftshaus in Zerkia. Alle durcheinander liegen sie auf Matten, haben sich Tee getocht, umwickeln ihre wundten Füße, küssen das Kreuzifix, murmeln Gebete. „Sie sind voll Erwartung auf morgen“, sagt der Führer, „morgen sind sie am Ziel.“

Wir wollen uns durch Fragen nicht unsere Spannung zerstören, tun auch am folgenden Morgen, als bemerken wir nicht, wie unser Führer unseren Weitermarsch hinzögert. Er zeigt uns seltene Pflanzen hier auf dem ewig lauwarmen Boden des Jordantales und erzählt von Leoparden, von Hyänen und Schakalen. Erst gegen Mittag mahnt er zum Aufbruch. Im Galopp geht's auf der weichen Ebene zum Jordan. Da, immer deutlicher, hören wir Gesang in langen ergreifenden Tönen, tiefe Priesterstimmen. Zurufe. Unser Führer läßt uns durch das Ufergebüsch einen Blick tun. Ein überraschender Anblick! Zelte sind aufgeschlagen; aus diesen schlüpfen die greissen Gestalten, bekleidet mit einem langen, schneeweißen Hemd. Sie begeben sich unter Gesang und Gebet langsam in den Fluß, dort tauchen Priester einen nach dem andern feierlich mit Kreuzigung unter. Nach Atem ringend kommen die Gesichter wieder hoch, aber mit glückseligem Ausdruck. „Sie lassen sich im Jordan taufen wie Christus“, flüstert der Führer, das Hemd bewahren sie für den Rest ihres Lebens feierlich auf, es soll ihr Sterbehemd sein.“

Das ist ein Zurufen und Begehrwünschen und Kreuzigen, wie sich die alten Leuten in ihre Zelte zurückbegeben.

Der Führer, der von allen Sprachen etwas versteht, mißt sich unter sie und dann weiß er zu erzählen: Da ist ein Blinder, der sich von Südrussland am Stabe hierher gestolzt hat; da ist ein Schweigelamer, ihn drückt eine schwere Schuld, keiner kennt sie; da ist eine Mutter, die ihrer Tränen nicht mehr Herrin ist, sie hat sechs Kinder und ihren Mann verloren; da ist endlich ein altes Paar, das sich aßtern hat trauen lassen. Sie stammen aus dem westlichen Sibirien, kannten sich von Jugend auf, wurden aber getrennt und haben sich auf dieser Wallfahrt erst gefunden. Besser spät als nie, sagte die Alte glückselig, für ein paar Jahre halt's wohl noch, weil es im heiligen Lande geschlossen ist. Wie Gott will.

Nach ein paar Stunden ziehen sie wieder ihren Raupenweg. Schwerfällig, häßlich stumpfe Farbenflere in diesem Sonnenbild, aber es liegt Freude und Erlösung über ihnen. In den langen Zeiten des Schnees und Eises werden sie den Jüngern erzählen vom warmen heiligen Lande, und ihr weißes Sterbehemd wird ihnen den Tod leicht machen.

Unser Herz beneidet sie. Unseren Augen aber wird es stets eine eigenartige Erinnerung sein: russische Bauern in Palästina. Prof. Dr. G. Bromia.

Ein Testament.

Skizze von Max Jungnickel.

Seltzam: Man hat's ihm wirklich nicht angesehen. Er war so kalt, so unnahbar. — Er schien für die Welt, für die Natur, selbst für die Kinder nur ein mitleidiges Lächeln zu haben. Davorstod blieb er und er war Kunstammler. Er liebte seine alten Kupferstiche, wurde andächtig, feiertäglich bei ihrem Anblick. Sonst war nichts da, das ihm einen hellen, begnadeten Schimmer ins Dasein wob. Er war Junggeheile, hatte einen alten Diener, der langsam, durch all die Jahre, eine natürliche Davorstod-Kopie wurde. Und Anverwandte? Ach ja; es war schon eine ganze Masse da, als das Testament des Alten eröffnet wurde. — Aber da gab's eine Überraschung, die plötzlich das tote, alte Dera des weitverachtenden Kunstammlers noch einmal klopfen ließ: hell, tubelnd, zwitschernd klopfen sieh durch das graue Allerlei des Wochentages. Auf einmal wurde es der kleinen Stadt klar, daß dieses Herz nicht aus Stein war, daß dieses Herz natürliche Kammern befehen hatte mit funkelnden Lichtern darin. — Davorstod hinterließ seinem Diener Richard: alle Anstalt, sein Bett, einen großen Schrank und den herrlichen Spazierstod mit dem Eisenbeingriff. Sein gesamtes Haus vermachte er den Kindern der Stadt. Aus seiner Gelehrtenhöhle wurden — Kinderlektüren. Seine Sammlungen, seine Lebensversicherung, sein gesamtes Vermögen wurde als Unterhaltungskosten der Kinderlektüren von ihm bestimmt. —

Ja, es läuft mancher Engel auf dieser Erde herum, der sein Lebtag ein verbissenes, lauerköpfiges Gesicht macht. — Und der doch den Himmel in der Brust trägt.

Stüge.

Von Deßler Kolokolnik.

Unlängst wachte ich nachts auf. Im Zimmer war es still. Doch herrschte nicht die gewöhnliche Stille. Meine Weckeruhr, die auf dem Nachtkästchen zu ticken pflegt, war stehen geblieben. Scheinbar ward auch die Stille nur durch das Ticken der Uhr freundlich, wie die Dunkelheit durch den Dämmerkeins eines Nachtlisches.

Ich hatte im Schlaf vernommen, daß sie nicht aua, und es später auch gesehen. Ein vorübergehendes Unwohlsein, dachte ich, konnte aber nicht wieder einschlafen. Die Nähe des in Donnacht gefallen Gegenstandes verfehte mich in Aufregung; ich stand auf. Ich hatte lange zu tun, bis ich die Uhr wieder zum Gehen bringen konnte. Dann vernahm ich abermals ihr Ticken und schlummerte ein. Am Morgen aalt ihr mein erster Blick.

„Guten Morgen!“ — grüßten mich die Zeiger — „haben wir uns aber verwechselt. Es ist bereits ein Uhr.“

Ich feldete mich eilends an, mir wegen meiner Faulheit Vorwürfe machend, und wollte bereits das Mittägessen bestellen, als ich bemerkte, daß die anderen noch nicht wach waren, und die Hausmeister eben den Bürgerstein leuten.

Ich schaute auf meine Taschenuhr. Es war noch nicht acht. Da trat ich vor die Weckeruhr hin, um sie der Taschenuhr gegenüber zu stellen.

„Ja“ — wiederholte sie mit nicht unangenehmer Stimme, jedoch in frechem Ton — „es ist bereits ein Uhr.“

Ich war verblüfft. Gewahrte zum erstenmal, daß Uhren flügen. Frauen verstehen sich vorzüglich aufs Flügen, aber die Uhren noch besser. Sie erlebten nicht, auden mit keiner Wimper, sprechen mit ehrlichem Gesicht aus, was nicht wahr ist.

Ich begann, die Uhr aufmerksam zu beobachten. Sie verrichtete weiter ihre Arbeit mit jenem dummen, hinterlistigen Pflichtgefühl, das eine Eigenchaft der Uhren ist. Ich jedoch hatte meine Ruhe verloren. Fuhr alle zehn Minuten von meinem Sitz auf, um sie zu kontrollieren. Der Gedanke, daß die reine Lust meines Zimmers durch Lüge verpestet werde, erfüllte mich mit Grauen.

Warum läßt du?“ fragte ich die Uhr sanft.

Sie jedoch antwortete nicht. Anfangs war ich bestrebt, sie auf freundschaftliche Art an die Wahrhaftigkeit zu gewöhnen. Da sie selbst nicht gehen konnte, verurichte ich sie mit dem Finger, gleichsam wie mit einer kleinen Krücke, auf dem richtigen Pfad zu bringen, mehrere Mal im Tag. Mir schien, als gehorchte sie. Sie lag nicht mehr, flunkerte nur noch. Setzte ich jedoch den Fuß aus dem Haus, lehrte sofort mißtraulich beim und knipfte unerwartet das elektrische Licht an. So bemerkte ich etwas Furchtbares. Die Weckeruhr huldiate in meiner Abwesenheit schrankenlos ihrer fündastien Leidenshaft.

Aber sie geht ja ganz richtig!“ — so wurde ich mittags getrübet. — „seigt ebenfalls zwölf Uhr.“

Ich wußte jedoch genau, was geschehen war. Die hinterlistige Uhr zeigte mittags konsequent Mitternacht und um Mitternacht Mittag. Nun brach ich mit meiner bisherigen Methode und beschloß, ihr gegenüber nicht Gnade walten zu lassen, ehe sie die Wahrheit gekand, und ich drehte erbarungslos ihren Zeiger hinauf und hinunter, vorwärts und rückwärts, so erbarmungslos, daß sie weinte und lammerte.

Entweder du?“ — rief ich — „oder ich!“

Meine energische Erziehung erzielte schöne Fortschritte und hätte sicherlich ein vorzügliches Ergebnis erzielt, wäre nicht etwas dazwischen gekommen. Heute, früh morgens, klang ein seltsames röhelndes Geräusch an mein Ohr, dann aber senkte sich über alles tiefe Stille.

Ich sprang aus dem Bett, eilte zur Uhr hin. Die beiden Zeiger lagen in tödlicher Reglosigkeit auf dem Ziffernblatt.

Was war da zu tun? Wenn ein Mensch stirbt, stellt man die Uhr ab. Was aber hatte zu geschehen, wenn eine Uhr starb? Ich kannte die Gepflogenheit nicht. Griff instinktiv nach ihr. Sie war ganz kalt. Aber schließlich fand ich alle Gegenstände kalt.

Lange stand ich mit askentem Kopfe vor ihr und blickte sie an. Die Arme hatte sehr viel Ähnlichkeit mit einem Menschen. So lange sie lebte, so sie. Aber jetzt lebte sie nicht mehr und so auch nicht mehr.

Geist und Glaube.

Die Jugend ist dahin, sie ist verrauscht.

Nun bist du Mann und kämpfend trittst du ein ins Leben, das dich lebt und prüft und laucht. Es regen Kräfte sich im Verensschrein. Es wachst der Wille dir, die Mannestraft. Die dir ein eigen Heim und Stellung schafft. Das Selbstvertrau'n wächst schnell in vollen Mäßen. Bald zum Erlöis, bald wird es dich betrüben!

Du meinst, dein Geist, die Willenskraft allein.

Die führten dich empor und machten groß.

Es wird nur deines Schöpfers Wille sein:

Der lehnend auf dir ruht, bestimmt, dein Los.

Intelligens, Fleiß, Streben, Ernst und Wille.

Die bringen dir Erfolg, bald groß, bald küße.

Sie leiten, führen dich ganz leicht durchs Leben

Und Gottes Walten wird Erfüllung geben!

Senfartb (Sonnenberg).



„Kaltes Licht“.

Der Physiker Professor Riesler hat im physikalischen Laboratorium der Sorbonne zu Paris, wie uns aus wissenschaftlichen Kreisen geschrieben wird, bemerkenswerte Versuche mit der Erzeugung von „kaltem Licht“ gemacht, die für die Entwicklung der Beleuchtung von großer Bedeutung werden können. Die Röhren, die Professor Riesler zu diesem Zwecke gebaut hat, befinden sich augenblicklich zur wissenschaftlichen Untersuchung in London. Wir wissen, daß es eine große Anzahl von Strahlen aller Art gibt, wie z. B. die Licht- und Wärmestrahlen, die Röntgenstrahlen, die Kathodenstrahlen und so weiter. Für die Beleuchtung kommen hauptsächlich die hellen Strahlen in Betracht, die eine gewisse Wärme hervorbringen. Das Bestreben der Wissenschaft ging naturgemäß dahin, den Beleuchtungseffekt auf Kosten der Wärmeerzeugung möglichst zu steigern. Hier liegt das Bestreben des Professors Riesler ein, der bereits beträchtliche Erfolge zu verzeichnen hat, wenn man allen Angaben, die darüber in ausländischen wissenschaftlichen Zeitschriften gemacht worden sind, Glauben schenken kann. Professor Riesler ging bei seinen Versuchen von der Leuchtstärke des Glühwürmchens aus, das Licht ohne meßbare Hitze abgibt. Es kam ihm darauf an, diese Art des Leuchtens zu steigern, wodurch dann ein Licht erzeugt worden wäre, das möglichst wenig Wärme mit möglichst starker Lichtintensität vereinigt. Alle phosphoreszierenden Stoffe geben ein betartiges Licht ab. Professor Riesler hat nun mehrere elektrische Röhren konstruiert, bei denen dieses Lichtprinzip zur Durchföhrung gelangt ist. Er hat die Röhren mit atmosphärischer Luft von niedrigem Druck gefüllt, und zur Verstärkung des Lichtes gebraucht er phosphoreszierende Bestandteile und Wärmestoffe, die in den Röhren oder an den Glaswänden angebracht werden. Nun fand Professor Riesler eine bestimmte Beziehung zwischen dem Luftdruck in dem Glase und der Eigenschaft des ausgetretenen Lichtes. Diese Beziehungen nutzte er für seine Zwecke aus und verstand es durch richtige Regulierung des Druckes Strahlen zu erzeugen, die keinerlei Grün oder Rot enthalten, dagegen zwischen dem Rot und Violett des Spektrums liegen. So gelang es ihm, hochföhrige Strahlen mit ganz geringen Elektrizitätseinheiten zu erzielen. Es wird berichtet, daß er ein Licht von 12.000 Kerzen mit Kosten von 2½ Elektrizitätseinheiten hervorbrachte. Die in London zu Versuchszwecken aufgestellten Röhren sind dagegen nur ganz klein. Sie haben 8 Millimeter im Durchmesser und erfordern einen Strom von einem Zehntel Milliampere. Alle diese Mitteilungen sind noch sehr unklar und lassen noch nicht das Wesentliche dieser Erfindung erkennen, zumal er Versuche gemacht haben will, die Röhren zum Glöhen zu bringen, nachdem der Strom ausgeschaltet war. In der Hauptsache sollen die Röhren als Zeichen oder Buchstaben für Reklamezwecke dienen. Es soll sich aber auch eine große Erparnis bei der Beleuchtung von Räumen und so weiter erzielen lassen. Unsere Metallfadenlampen sind ja gegenüber den früheren Kohlenfadenlampen eine starke Verbesserung, da das frühere rote, sehr warme Licht, das eine große Strommenge für verhältnismäßig kleine Lichtwirkungen benötigte, durch ein weiches Licht abgelöst wurde, welches mit geringeren Stromstärken größere Lichtenergien erzielt. Die Erfindung des Professors Riesler dagegen liegt von der Leistung des Lichtes durch Fäden aller Art offenbar ab und will die Lichtwirkungen durch Farbstoffe oder phosphoreszierende Stoffe erzielen. Es besteht sicherlich eine große Mäglichkeit, auf diesem Wege eine neue Art von Licht zu produzieren, das dem bisherigen sowohl an Lichtkraft wie an Billigkeit durch geringeren Stromverbrauch stark überlegen sein kann. Man muß aber erst weitere Versuche mit diesem „kalten Licht“ abwarten.

Krafterzeugung durch Quecksilber.

Die Dampfturbine, bei der der Druck des strömenden Dampfes unmittelbar zur Erzeugung der Bewegung ausgenutzt wird, hatte in der letzten Zeit die Kolbendampfmaschine bereits fast in den Hintergrund gedrängt. Sie wurde auf vielen Gebieten, zumal wenn Leistungen über 1000 Pferdekraft in Betracht kamen, gegenüber der Kolbendampfmaschine bevorzugt. Die Überlegenheit der Dampfturbine wird aber nun noch weiter gesteigert durch die Verwendung von Quecksilberdampf, über die in „Reclams Universal“ berichtet wird. Vor kurzem ist in Amerika die erste Turbinenanlage in Betrieb gesetzt worden, die nicht mit Wasserdampf, sondern mit Quecksilberdampf arbeitet. Metallisches Quecksilber wird über einer Ofenheizung verdampft, und der etwa 430 Grad heiße Dampf wird durch eine besonders konstruierte Turbine geleitet. Wenn der Dampf aus der Turbine heraustritt, so hat er bei hohem Vakuum noch eine Temperatur von über 285 Grad und ist imstande, außerdem Wasserdampf für eine besondere Turbine zu erzeugen. Der Quecksilberdampf leistet also doppelte Arbeit und fließt, wenn er sich kondensiert, hat, als metallisches Quecksilber wieder in den Verdampfer zurück.

Man erreicht so einen Wirkungsgrad von etwa 30 Prozent, während die bisher am günstigsten arbeitenden Turbinen die Wärme der verfeuerten Kohle viel schlechter ausnützen. Da der Quecksilberdampf äußerst giftig ist, so bot die Abdichtung aller Turbinenteile zunächst große Schwierigkeiten. Diese sind aber glücklicherweise überwunden, und so dürfte sich mit der neuen bedeutamen Erfindung eine ganz neue Ära der Dampfturbine entwickeln. Die heutige Quecksilberproduktion wird allerdings der gesteigerten Nachfrage nicht genügen können, und man rechnet damit, Quecksilberlager auszubauen, die in den metallreichen Ländern Alaska, Neuseeland und Südamerika zur Verfügung stehen.

Das Telephon als Mädchen für alles.

In der Schweiz hat man im Telephondienst die verschiedensten Erleichterungen und Annehmlichkeiten eingeföhrt. So geben die Telephonzentralen gegen Entrichtung einer bescheidenen Gebühr Auskunft über allerlei Fragen, z. B. die Ergebnisse von öffentlichen Wahlen und Abstimmungen, die Abhaltung oder Nichtabhaltung eines Festes, Festzuges, Vereinsausfluges, einer sportlichen Veranstaltung, das Ablassen eines Extrazuges, die Wetterlage (ob nebelfrei oder nicht) auf schönen Aussichtspunkten, größere Störungen im elektrischen Lichtnetz usw., die Adresse des nächsten Rates oder der geöffneten Apotheken, die Übermittlung der drahtlos eingelaufenen Zeitangabe usw. Ferner kann der Teilnehmer verlangen, daß er im Laufe der Nacht oder am frühen Morgen telephonisch geweckt werde, daß ihm bei seiner Rückkehr gemeldet werde, wer ihn während seiner Abwesenheit am Telephon verlangt hat oder daß den ihn Anrufenden mitgeteilt werde, sein Geschäft sei heute geschlossen oder er nehme an einer Sitzung teil und man möge ihn um 6 Uhr wieder anrufen. Er kann auch die für ihn bestimmten Anrufe auf eine andere Nummer überleiten lassen, wenn z. B. ein Geschäftsinhaber einen Tag in seiner Privatwohnung verbringt oder wenn ein Arzt sich von einem andern vertreten läßt. Man kann sich auch täglich über das Wetter für den nächsten Tag erkundigen oder sich täglich zweimal die Wettervorhersage telephonieren lassen. Auf diese Weise kann sich das Telephon in der verschiedensten Weise nützlich machen. Die Fernsprechteilnehmer würden es sicher begrüßen, wenn diese Einrichtung auch bei uns eingeföhrt würde.

Arbeitspausen, die die Leistung erhöhen.

Über die Frage, ob und wann während der Arbeit Ruhepausen gemacht werden sollen, ist schon viel geschrieben worden. Neues beachtenswertes Material ist durch Untersuchungen des „Industrial Fatigue Research Board“ beizubringen worden, über das in der „Amichau“ berichtet wird. Durch Versuche im Laboratorium und in den Werkstätten ließ sich feststellen, daß der Arbeitsertrag um 5 bis 10 Prozent gesteigert werden kann, wenn die eintönige Arbeit durch richtig gelegte und gemessene Ruhepausen unterbrochen wird. Diese Wirkung der Pausen zeigte sich am deutlichsten bei ungeübten Arbeitern. Sie tritt nicht sofort in die Erscheinung, sondern macht sich erst nach einigen Monaten geltend. Zu berücksichtigen sind dabei das Alter der Arbeiter, der Zeitraum, seitdem die Arbeit ausgeöhrt wird, die Beleuchtung des Arbeitsraumes u. a. Die Veränderungen sind bei Frauen und Kindern deutlicher als bei Männern. So wurde z. B. die Morgenarbeit von 17 Frauen, die mit Eisententleben beschäftigt waren, durch eine Pause von 10 Minuten unterbrochen. Es ergab sich nach 2½ Monaten eine Produktionssteigerung um 13 Prozent, obgleich die tägliche Arbeitszeit 2 Prozent verkürzt worden war. Durch Einschleichen der gleichen Ruhepause wurde die Leistung von 6 Frauen, die Bapparatons herstellten, um 5 Prozent erhöht. Bei 7 Arbeiterinnen, die die Glieder von Fahrradketten zusammenlegten, wurde nämlich eine Pause von 5 Minuten eingelegt. Nach sechs Monaten betrug ihre Leistungsfähigkeit 13 Prozent mehr, obgleich die Arbeitszeit um 7 Prozent verkürzt war. Es ergab sich ferner bei den Untersuchungen, daß für jeden Einzelfall der richtige Zeitpunkt und die Dauer besonders bestimmt werden muß, um durch Pausen Höchstleistungen zu erzielen. Auch muß stets darauf geachtet werden, womit die Pausen am besten verbracht wird. Ein allgemeines Gelek für die verschiedenen Industriezweige läßt sich nicht angeben.

Die größten amerikanischen Häfen.

Nach einer Statistik, die in „Werft, Reederei, Hafen“ veröffentlicht wird, hat den größten Schiffsverkehr auf dem amerikanischen Kontinent New York mit einer Schiffszahl von 504. Der zweitgrößte Seehafen ist Tampico mit 202 Schiffen; dann folgt New Orleans mit 253 Schiffen. Die anderen Häfen, wie Baltimore, Philadelphia und Boston, haben nur geringere Bedeutung.